

dtv

Sami verdient sich seinen Lebensunterhalt mit dem Schreiben von Liebesromanen, glaubt aber selbst schon lange nicht mehr an die große Liebe. An einem regnerischen Adventssonntag entdeckt er bei seinem Spaziergang über den Friedhof ein Gläschen, gefüllt mit Gewürzkörnern, die er nicht kennt. Doch die rothaarige Apothekerin in der nahe gelegenen Apotheke kann ihm weiterhelfen. Und sie freut sich, als Sami immer wieder mit neuen Gewürzgläsern vor ihr steht, die er nach und nach findet. Am Weihnachtsabend beschließen sie, gemeinsam hinter das duftende Geheimnis der Gläser zu kommen – und entdecken dabei auch die Liebe ...

Anja Jonuleit studierte Italienisch und Englisch und arbeitete als Übersetzerin und Dolmetscherin, bis sie anfang, Romane und Geschichten zu schreiben. Mit ihrer Familie lebt sie in der Nähe von Friedrichshafen.

Anja Jonuleit

Neunerlei

Eine
weihnachtliche
Liebesgeschichte

dtv

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de

Von Anja Jonuleit
sind bei dtv außerdem erschienen:
Herbstvergessene (21540)
Die fremde Tochter (21580)
Der Apfelsammler (26017)

Dieses Buch liegt bei dtv auch im Normaldruck
unter der Bandnummer 21326 vor.



Ungekürzte Ausgabe 2015
© 2011 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Katharina Netolitzky
Gesetzt aus der Garamond 13/17
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-25366-6

Sami

Es war in den ersten Novembertagen, als es mich in diesen Teil des Friedhofs verschlug und ich das Grab in der Ecke entdeckte. Es war nicht besonders ungepflegt oder verwahrlost, strahlte keine besondere Traurigkeit oder Wehmut aus, wie alte Gräber das manchmal tun. Es bestand nur aus einer Platte aus grauem Stein, mit Moos und Flechten bedeckt, und Name und Inschrift waren unleserlich.

Von einer plötzlichen, unerklärlichen Neugierde erfaßt, blieb ich stehen und bückte mich, nahm einen Stein und schabte etwas von dem Moos ab. Nach und nach verdeutlichten sich die Buchstaben, und ich erkannte zwei Jahreszahlen. Ich entfernte ein wenig mehr von der

moosigen Schicht, weil ich doch den Namen wissen wollte. Ich kratzte und rieb und schließlich las ich:

Nomina temporis pulvis.

Mein Latein lag verschüttet unter nützlichem und unnützem Wissen von Jahren, und eine Weile lang grübelte ich, doch es gelang mir nicht, den Worten einen Sinn zu geben. Also nahm ich den Stein noch einmal zur Hand und kratzte weiter und legte einen Schriftzug frei, der nicht zu enden schien. Schließlich hatte ich die ganze Platte saubergeschabt, der Schweiß lief mir in dünnen Rinnsalen die Arme hinunter, und mein Hemd klebte am Körper. Auf dem ganzen Grabstein war kein Name zu finden. Stattdessen stand dort:

Namen sind nichts als der Staub der Zeit. Sie markieren einen Weg, dessen einzige bemerkenswerte Ereignisse Abreise und Ankunft sind.

Ich legte den Stein auf die Platte, ganz rechts an den Rand, und erhob mich.

In den nächsten Wochen führten mich meine nachmittäglichen Spaziergänge wieder über den Friedhof, und es war mir zur Gewohnheit geworden, einen Umweg zum Grab jenes Namenlosen zu machen. Ich stellte mir vor, wie es sei, auf der kalten Granitplatte zu liegen, ich fantasierte davon, mir in dunklen Kreisen einen Revolver zu besorgen und dort, auf der Platte, meinen Tod zu inszenieren. Bei der Vorstellung an die Sudelei, die das unweigerlich nach sich zöge, schwenkte ich gedanklich auf Schlaftabletten um. Schlaftabletten und Alkohol, und das in einer bitterkalten Winternacht, das wäre durchaus erwägenswert. Und unter dem Gesichtspunkt der Ästhetik gerade noch vertretbar.

An einem regnerischen Tag Anfang Dezember trieb mich eine Schaffenskrise – ich war zu jener Zeit ein in Expertenkreisen hoch geschätzter, aber leider mittelloser Dichter und verdingte mich als Schreiber von Romanheften – noch

vor dem Mittagessen aus dem Haus. Eine gestaltlose Wut über die von mir zu erfüllende Aufgabe erstickte meine Worte und Ideen, und so lief ich durch die Straßen, vor meinen Ängsten davon und hinter der leichten Muse her, bis ich wieder auf dem Friedhof landete.

Die Adventszeit hatte gerade begonnen, und auf den Nachbargräbern lagen Gestecke aus Tannen und Stechpalmen, Efeu und Ligusterbeeren. Flüchtig dachte ich daran, dass ich unabwendbar auf einen einsamen Heiligabend zusteuerte. Seit Jahren schon fühlte ich eine große Leere und Sinnlosigkeit in mir und einzig einer mir eigenen Trägheit schrieb ich den Umstand zu, es bisher noch nicht geschafft zu haben, meinem Leben ein vorzeitiges Ende zu setzen.

Wer meine Eltern waren, wusste ich nicht, und nach einer überwiegend trostlosen Kindheit in verschiedenen Heimen gab es niemanden, dem ich durch einen Suizid eine Last auferlegt hätte. Nein,

mein Tod würde keine schmerzliche Lücke in eine Familie reißen, ein Gedanke, der beinahe Bedauern in mir auslöste: Eine Leich' war schließlich nur dann schön, wenn vor dem Wirtshaus ein paar Leute weinten.

Ich sah ihn vor mir, diesen versprengten Haufen, dieses Grüppchen Vereinzelter, die wie an einer Vororthaltestelle an einem Sonntagnachmittag im Februar am offenen Grab herumstehen würden. Wahrscheinlich würde es nieseln und der Laienprediger, oder wer sonst die Grabrede bei einem Abtrünnigen hielt, würde sich beeilen, zum Ende zu kommen.

Vielleicht waren es aber auch nicht meine Todesphantasien, sondern die Gedanken an das heranrückende Weihnachtsfest, die mich erneut auf den Friedhof getrieben hatten, aber ich konnte eine gewisse hintersinnige Neugier nicht leugnen, die mich von Grabstein zu Grabstein pendeln ließ, die Inschriften und vor allem die Daten inspizierend. Suchte

ich doch so etwas wie Ermutigung, einen letzten Ansporn, der mich zum Handeln animieren würde? Letztlich hielt ich schon immer Ausschau nach einem Vorbild. Mit einer gewissen Enttäuschung stellte ich alsbald fest, dass die überwiegende Mehrheit der Friedhofsbewohner seinerzeit deprimierend lange im irdischen Jammertal herumgeirrt war. Vor den wenigen Gräbern derer, deren Wanderung zwischen dem dreißigsten und vierzigsten Geburtstag zu Ende gegangen war, blieb ich stehen und versuchte anhand der Inschriften zu erkennen, ob sie selbst bei ihrem Ableben ein wenig nachgeholfen hatten. Als ich nach einer Weile noch immer keine Antwort gefunden hatte, schob ich meine Gedanken beiseite, wie man einen lästigen und sperrigen Gegenstand in den Keller oder auf den Dachboden räumt, und streifte weiter die Grabreihen entlang, atmete den Duft von nasser Erde und Buchsbaum.

Der Regen war inzwischen durch

meine Hosenbeine gedrunken, meine Schuhe quatschten bei jedem Schritt, und ich fror. Doch nach Hause wollte ich auf keinen Fall: Dort wartete nur der leere Computerbildschirm auf mich.

Erst als ich direkt vor dem Grab des Namenlosen stand, bemerkte ich das Glas auf der Platte. Ich kniete nieder, die Stirn in Falten. Es war ein zierliches, geschwungenes Gefäß mit Deckel, und darin lagen ein paar Körner. Mein Blick huschte nach rechts und links, und als ich niemanden entdeckte, griff ich nach dem Gläschen. Ich hob den Deckel, langsam und vorsichtig, ja beinahe ängstlich, als könnte der aus dem Behältnis kriechende Duft mich vergiften. Irritiert über meinen Mangel an Beherztheit und mir plötzlich bewusst, wie sehr ich doch am Leben hing, roch ich daran, erst zögerlich, dann forscher. Vage glaubte ich, mich an etwas zu erinnern, kam aber nicht darauf, was es war. Ich stellte das Gläschen zurück, und da erst fiel mir ein,

dass ich doch vor Tagen einen Stein auf der Platte platziert hatte. Ich richtete mich auf, von der Erkenntnis erfüllt, einer Art Irrtum erlegen zu sein. Wenn es einen Menschen gab, der dieses Grab besuchte, warum sorgte er dann nicht dafür, dass die Platte sauber blieb? Auch fühlte ich einen lächerlichen Anflug von Ärger: In den vergangenen Tagen hatte ich dem Ort gegenüber einen irrationalen Besitzanspruch entwickelt. Ich ließ meinen Blick schweifen in der trotzigen Hoffnung, irgendwo den Menschen zu erblicken, der das seltsame Objekt auf das Grab gestellt und meinen Stein fortgenommen hatte. Als sich ringsum niemand ausmachen ließ, suchte ich einen weißen Kieselstein und legte ihn neben das Glas.

Katharina

Es war nicht gerade so, dass ich mit der Adventszeit besonders selige Kindheits-erinnerungen verband. Auch war ich der festen Überzeugung, so etwas wie Weihnachtswunder gebe es nicht mehr. Bei uns zu Hause waren die Heiligen Abende immer gleich abgelaufen, und stets hatte es Vater so eingerichtet, dass wir spätestens um acht Uhr vor dem Fernseher landeten, ›Tagesschau‹, und darauf sahen wir zu, wie andere Leute Weihnachten feierten. Während Vater seine Bierchen zischte und Mutter eine Orange nach der anderen schälte (hin und wieder knackte sie auch eine Nuss), stopfte ich mich mit Aachener Printen und Nürnberger Lebkuchen voll und sehnte mich nach Weihnachten in Bullerbü. Meist

machte ich den Abgang, bevor Vater vor dem Fernseher einschließ und Mutter sich, mit einem Seufzer, erhob, den Fernseher ausstellte und allein ins Bett ging.

Im Grunde genommen war ich der festen Überzeugung, dass es diese Heiligen Abende gewesen waren, die Mutter letztendlich dazu bewogen hatten, sich noch einmal aufzumachen, weil doch gewissermaßen alle damals unterwegs waren: Josef und Maria, die Hirten und die Heiligen Drei Könige. Vielleicht dachte sie, es könnte sich lohnen, noch ein wenig mehr zu sehen in diesem Leben.

Als sich abzeichnete, dass ich mein Abitur bestehen würde, verkündete sie, dass sie den LKW-Führerschein gemacht habe. Am Tag, als ich mein Studium in Berlin antrat, fuhr sie davon. Seither konnte es gut sein, dass Mutter an Heiligabend über die Autobahn brauste, spanische Orangen im Schlepptau, und vielleicht dachte sie daran, wie es gewesen

war, neben meinem Vater vor dem Fernseher zu sitzen.

Natürlich war mir damals schon klar gewesen, dass es die Umstände waren, die meine Mutter aus dem Haus getrieben hatten. Aber ich konnte nicht von dem Glauben lassen, dass an allem nur die Heiligen Abende vor dem Fernseher schuld gewesen waren. Ich hatte aufgehört, an Weihnachten zu denken, als meine Mutter das Haus verließ. In all den Jahren, die seitdem vergangen waren, hatte sich diese Aversion noch verschärft und auf die ganze Adventszeit ausgedehnt.

Apothekerin wurde ich, weil mir die Ordnung gefiel: die vielen Schubladen, die Packungen und Fläschchen soldatisch nebeneinander im Regal, so bekam die Welt etwas Überschaubares. Auch fand ich den Gedanken beglückend, dass gegen so viele Krankheiten Pillen gedreht wurden.

Nach meinem Studium setzte ich alles daran, ein eigenes Reich zu erwerben, ich sparte eisern und mit zusammengebissenen Zähnen, und im Jahr meines zweiunddreißigsten Geburtstags unterschrieb ich den Kaufvertrag für die Apotheke. Ich übernahm sie von einem schrulligen Alten und sie war ein wahres Juwel: mit Apothekerschränken aus Mahagoni, die bis zur Decke reichten, und einem Tresen aus Teak, der, wenn die Abendsonne ihre schrägen Strahlen darauf warf, rötlich schimmerte.

Unter allen Bewerbern, die damals auf den Laden spekulierten, war ich es, die den Zuschlag bekam. Erst Jahre später erfuhr ich den wahren Grund, warum der Alte mich auserwählt hatte: Meine Haarfarbe war ihm *passend* erschienen.

Sami

Die meiste Zeit des Jahres hatte ich mich bequem in meinem Leben eingerichtet. Ich arbeitete viel, und wenn ich arbeitete, ging es mir gut. Die Krisenzeiten waren der Sommerurlaub und die Feiertage, allen voran Heiligabend, dicht gefolgt von Ostersonntag, wenn glückliche Eltern, Kinder und Großeltern nach oder vor der Kaffeetafel einen Familienspaziergang machten und ich allein durch die Straßen schlich, ohne ein Ziel, doch mit dem sehnlichen Wunsch, eines zu haben.

Sicher war einer der Gründe für meine Einsamkeit die Tatsache, dass ich ein Einsiedler war und träge. Ich arbeitete zu Hause, und eigentlich hätte ich die Wohnung nur alle paar Wochen verlassen müssen, um nicht zu verhungern. Ich ge-

hörte zu jenen Menschen, die wochen-, ja vielleicht monatelang unbehelligt in ihrer Wohnung liegen konnten und schließlich nur deshalb entdeckt wurden, weil die Miete ausblieb und im Treppenhaus vor der Wohnungstür ein strenger Geruch schwelte.

Als ich an jenem ersten Adventssonntag vom Friedhof nach Hause zurückging, war das Wetter für Spaziergänger zu schlecht, und das Viertel gehörte mir ganz allein. Auf dem Nachhauseweg grübelte ich noch eine Weile darüber nach, wie es kam, dass mir die Körnchen vage vertraut waren. Doch die Vertrautheit war eine seltsame, sie war wie aus einem Traum. Ich steckte die Hand in die Tasche und befühlte das eine Körnchen, das ich mitgenommen hatte. Ich dachte über das Glas nach und darüber, wer es dort hingestellt haben mochte, an diesem ersten Sonntag im Advent. Ich bog in meine Straße ein und kam an der Apotheke im Nachbarhaus vorbei. Im Inneren brannte

Licht, die Apotheke hatte geöffnet. Bereitschaft, dachte ich und drückte die Tür auf.

Als ich über die Schwelle trat, klingelte eine altmodische Glocke, und beim Nähertreten bemerkte ich, dass der Laden zu der Glocke passte: Ringsum holzvertäfelt, stand das rötlich schimmernde Holz im Gegensatz zu der Batterie an Schmerz- und Hustenmitteln, die hinter dem Tresen aufgereiht waren. Niemand war da. Mit einem leisen Erstaunen wurde mir in dem Moment bewusst, dass ich seit meinem Einzug in der Wohnung im Nebenhaus im Sommer kein einziges Mal krank gewesen war und dass es seitdem das erste Mal war, dass ich eine Apotheke betrat. Als eine Stimme wie von weit her rief: »Ich komme gleich.«

Die Frau, die kurze Zeit später den Raum betrat, einen Stapel weiße Medikamentenschachteln in der Hand, war klein und rothaarig, und ihre Augen steckten hinter dicken Brillengläsern. Ich zog das

Körnchen aus der Tasche – es war inzwischen warm geworden in meiner Hand – und legte es vor ihr auf die Theke. Ich wand mich ein wenig, bevor ich mich zu fragen traute: »Vielleicht ist dies ein etwas ungewöhnliches Anliegen. Aber können Sie mir sagen, was das ist?«

Sie griff nach dem Körnchen und ich sah, dass ihre Hände klein und zierlich waren und die Haut ganz weiß. Sie legte das Körnchen auf ihre Handfläche, führte die Hand zur Nase und roch daran. Dann rieb sie das Körnchen zwischen Daumen und Zeigefinger. Ich starrte sie an, die weißen Hände, die Nasenflügel, die bebten, als sich unvermittelt eine flammende Röte auf ihrem Gesicht ausbreitete und bis hinunter in den Kragen ihres Apothekerinnenkittels kroch. Unwillkürlich dachte ich an Mohnblumen. Die Frau legte das Körnchen auf die Theke und sagte ein wenig heiser: »Piment.«

Ich betrachtete sie aufmerksam. Sie erinnerte mich an irgendjemanden oder ir-